

Leben, wo bestattet wird

Friedhöfe als Lebensräume

24.11.2019

Friedhöfe sind ein besonderer Ort, und die meisten Menschen erzählen ihre ganz persönliche Friedhofsgeschichte, wenn man auf dieses Thema zu sprechen kommt. Das geht mir nicht anders:

Als Theologiestudent in Ostberlin hatte ich zu DDR-Zeiten keinen Anspruch auf eine Wohnung. Im Internat wollte ich nicht mehr wohnen und so begann die Suche nach einer neuen Unterkunft. Was ich fand war: ein Zimmer im Verwalterhaus des Georgen-Parochialfriedhofs in Berlin-Friedrichshain. Eine ungewöhnliche Adresse, wie ich an der Reaktion meiner Mitmenschen immer wieder feststellen musste. - Auf dem Friedhof? - Kann man da wohnen? - Und die ganzen Toten? Mein Problem war weniger der ungewöhnliche Ort, mit dem hatte ich mich schnell arrangiert. Aber es war schon etwas besonderes, zentral in der Stadt und doch mitten im Grün zu leben. Aus meinem Fenster war kein einziges Haus zu sehen, nur Bäume, Sträucher und Gräber. Aber ganz am Horizont ein Fabriksschlot, der das Grün überragte. Für die Friedhofsbesucher war ich ein Teil dieser Anlage: Auskunftsei, Beschwerdestelle, manchmal auch ein Tröster in der Trauer. Als bei einem Bekannten eine Hausdurchsuchung durch die Staatsicherheit anstand, brachte er einen Koffer mit seinen Aufzeichnungen zu mir und wir deponierten ihn in einem stillgelegten Mausoleum, bis sich die Lage beruhigt hatte.

Vorbehalte, die manche Menschen gegenüber Friedhöfen hegen, sind mir fremd, und so war ich dankbar, dass ich nach meinem Berufsleben in einer Pfarrdienstwohnung im Ruhestand wieder auf einen Friedhof ziehen konnte. Diesmal in Berlin-Kreuzberg. Der Dreifaltigkeitsfriedhof an der Bergmannstraße gehört zu den bedeutenden Friedhöfen Berlins. Hier haben der Historiker Theodor Mommsen, der Architekt Martin Gropius, die Dichterin Charlotte von Kalb ihre letzte Ruhestätte gefunden, aber auch bedeutende Theologen wie Marheinicke und Schleiermacher liegen hier begraben. Für mich ist es ein erhabenes Gefühl, meine Adresse mit so klangvollen Namen zu teilen. Die Kiezgespräche allerdings drehen sich um Gegenwärtiges. Bevor das alte Verwalterhaus saniert wurde und wir einziehen konnten, haben es übergangsweise Geflüchtete für ihre Deutschkurse benutzt und dort zeitweise auch gewohnt. Inzwischen sind sie in das renovierte Verwalterhaus nach Friedrichshain gezogen, in dem sich früher meine Studentenbude befand. Und nun ist der Friedhofsverband mit dem Senat im Gespräch, auf dem Werkhof meines Friedhofs ein Gebäude für ca. 140 Geflüchtete zu errichten. Später soll es auch für Studenten und andere Interessierte geöffnet werden, um reale Integrationsmöglichkeiten zu bieten. Viele Anwohnerinnen und Anwohner unterstützen diesen Plan, doch es gibt auch Bedenken. Passt solch ein Gebäude in ein Gartendenkmal? Hat man mit seiner teuren Eigentumswohnung richtig investiert bei dieser neuen Nachbarschaft? Friedhöfe waren immer ein Teil der Stadtkultur und viel

mehr als nur Begräbnisorte. Wie sich das Bedürfnis nach Andacht und Ruhe mit anderen Nutzungsmöglichkeiten verträgt muss allerdings immer neu ausgehandelt werden.

Ein Projekt der Urban-Gardening-Bewegung sind die Prinzessinnengärten. Sie hatten ihren ersten Standort in Berlin am Moritzplatz, auf einer Brache mitten in der Stadt. Dort wurde gesät, gejätet, geerntet und verzehrt. Leute aus den Hinterhofwohnungen schätzten es, hier ein Stück Natur direkt vor der Haustür bearbeiten und genießen zu können. Touristen bestaunten dieses ungewöhnliche Projekt und waren gern gesehene Kunden, die konsumierten, was da vor Ort produziert wurde.

Der Bauboom und die exorbitanten Grundstückspreise im Zentrum Berlins lassen langfristig keinen Platz für solche Projekte. So hat der evangelische Friedhofsverband Berlin Stadtmitte den Prinzessinnengärten angeboten, sich auf einem Friedhof in Berlin-Neukölln zu betätigen. Probeweise zunächst, um zu schauen, wie die Friedhofsbesucher darauf reagieren, dass in unmittelbarer Nähe zu den Gräbern plötzlich Obst und Gemüse angebaut werden.

Inzwischen ist klar: die Trauernden fühlen sich nicht bedrängt, im Gegenteil. War das Friedhofsgelände bis vor kurzem noch ein Tummelplatz für Junkies, Dealer und ein Auslaufgebiet für Kampfhundebesitzer, geht jetzt alles viel zivilisierter zu. Die bloße Anwesenheit der ackernden jungen Leute hat zu einer entspannten Atmosphäre geführt. Die Besucher fühlen sich sicherer als zuvor.

Die Prinzessinnengärten produzieren nicht nur auf dem Friedhof, sie verkaufen dort auch. Ein kleines Café schenkt aus und informiert über die Idee einer naturfreundlichen Stadtlandschaft. Auch die vielen Cafés sind neu auf den Berliner Friedhöfen. Immer mehr Innenstadtfriedhöfe haben in nicht mehr genutzten Nebengebäuden Cafés eingerichtet. Trauernde treffen sich nach der Bestattung, sitzen noch ein wenig zusammen. Aber auch Eltern mit ihren Kindern, Studentinnen mit ihren Laptops, Touristen und Flaneure schätzen die Ruhe, die Natur, das Klima in diesen Großstadtoasen. Nur selten muss man die Gäste daran erinnern, dass es sich bei den Friedhofscafés um besondere Orte handelt, die nicht für jeden Klamauk geeignet sind. Meist reicht es, freundlich auf die umliegenden Gräber zu verweisen, um eine friedfertige Gelassenheit zu erzeugen.

Eine andere Gruppe, die auf einem Berliner Friedhof Zuflucht gefunden hat sind die Rollheimer. Ehemalige Besetzer, die sich auf dem Mauerstreifen am Potsdamer Platz einen eigenen Lebensraum erobert hatten. Junge Leute, die einerseits gegen das Spekulantentum der Nachwendezeit protestieren wollten, andererseits den Stress aus Jobsuche und Mietzahlungen leid waren und sich mit ihren Wohnwagen und Zelten ein kostenloses Zuhause geschaffen hatten. Irgendwann war das Niemandsland aber kein Niemandsland mehr, sondern Baugrund. Als der Kampf um ihr Landstück eskalierte, war es die Kirche, die eine Lösung anbot. Sie stellte auf ungenutztem Friedhofsland eine Ausweichfläche zur Verfügung.

Die Jungen von damals sind alt geworden, aber es kommen immer wieder junge Leute dazu, die ebenfalls auf der Suche nach Freiräumen sind, um ihren Weg zu gehen.

Im November gedenkt man seiner Toten. Das hat Tradition. Da blüht das Geschäft der Friedhofsgärtnereien, die Gemeinden halten Andachten auf ihren Friedhöfen ab und es gibt Gedenkgottesdienste für die im letzten Jahr Verstorbenen. Seit ich selbst auf einem Friedhof wohne, weiß ich jedoch: Die wahre Friedhofssaison sind die Sommermonate, jedenfalls in Berlin. In der dicht bebauten Großstadt werden die Friedhöfe von vielen als Park genutzt. Man macht einen Morgenspaziergang vor der Arbeit, verzehrt sein Pausenbrot auf einer Bank unter Bäumen, geht mit seinen Kindern auf Entdeckungstour, beobachtet die Eichhörnchen oder den Imker bei seiner Arbeit an den Bienenstöcken. Auch die Friedhofsverwaltungen haben das realisiert: Friedhöfe sind mehr als nur Bestattungsorte. In Berlin etabliert sich der 21. Juni als „lange Nacht der Friedhöfe“. Ein Konzert unter freiem Himmel eröffnet den Abend, es folgen Lesungen an Gräbern bekannter und unbekannter Persönlichkeiten und dann trifft man sich noch im Eingangsbereich zu einem abendlichen Umtrunk und erstaunlich tief gehenden Gesprächen.

Wenn ich neue Städte, fremde Länder besuche, gehören Friedhofsspaziergänge fast immer in mein Programm. Für meine Reise nach Indien machte ich mir allerdings wenig Hoffnungen, denn die dortige Bestattungskultur ist mit der unseren nicht vergleichbar. Hindus verbrennen ihre Toten und die Asche übergeben sie nach Möglichkeit dem Ganges. Und doch habe ich in Indien einen wunderschönen Friedhof entdeckt. Die Briten haben in Kalkuttas Innenstadt ein ziemlich großes Areal für ihre in der Fremde verstorbenen Angehörigen angelegt. Seit langem wird der Friedhof nicht mehr belegt, aber die alten Steinmonumente bilden mit der tropischen Vegetation ein geradezu mystisches Ambiente. Man hört von Ferne die Geräusche der Metropole und ist doch unendlich weit entfernt. Auf den Granitsteinen kann man einen Ausschnitt britischer Kolonialgeschichte studieren. Alt gestorben sind wenige. Außergewöhnlich viele Kinderbestattungen habe ich entdeckt, was bei den extrem harten Klimaverhältnissen nicht verwundert. Die meisten Mausoleen orientieren sich an der europäischen Antike, aber es gibt Ausnahmen, da hat sich ein Kolonialbeamter von der indischen Tempelarchitektur inspirieren lassen und damit wohl zeigen wollen, dass er nicht nur kolonisieren wollte, sondern sich selbst von der fremden Kultur prägen ließ.

Auch auf meinem Friedhof an der Bergmannstraße kann man sehen: Grabstätten geben immer auch eine Selbstauskunft, bewusst oder unbewusst. Eines der schönsten Mausoleen ist das Familiengrab Oppenfeld aus dem Jahr 1828. Es ist der ägyptischen Tempelarchitektur nachempfunden. Direkt an den Dreifaltigkeitskirchhof grenzt der Friedrichswerdersche Kirchhof, auf dem die Familie Spinn sich ihr Mausoleum in Gestalt einer miniaturisierten gotischen Kirche errichten ließ. Viele Grabstätten des neunzehnten Jahrhunderts verzichteten auf jegliche christliche Symbolik. Waren es Anfang des Zwanzigsten Jahrhunderts vor allem Bibelsprüche, die man einmeißeln ließ, so reimte man in den Sechziger Jahren gern seinen Abschiedsgruß. Derzeit liegen buddhistische Symbole im Trend. Mal ist es eine Buddhafigur, mal sind es aufgetürmte Steine, wie man sie an den Pilgerwegen im Himalaya findet. Häufig finden die gepressten Engelsfiguren vom Schnäppchenmarkt ihren Weg auf die Gräber.

Viele der prächtigen Grabanlagen sind von schleichendem Verfall gezeichnet. Besonders empörend: einige der kunstvoll restaurierten Kupferdächer werden von professionell organisierten Buntmetalldieben geraubt. Der dadurch angerichtete Schaden kann den erzielten Gewinn unter

Umständen um das Hundertfache übersteigen. Doch je mehr die Friedhöfe wieder als Teil des eigenen Lebensraumes wahrgenommen werden, desto höher wird die Hürde auch für kriminellen Vandalismus.

Die Friedhofsverwaltungen bemühen sich um Patenschaften für historische Grabanlagen. Nachfahren, die sich um die Grabstätten kümmern, gibt es häufig nicht mehr. Wenn sich nun jemand eines solchen Denkmals annimmt, so darf er sich selbst und seine Angehörigen dort bestatten lassen. Eine Idee, die erfreulich gut angenommen wird. Die Gelder der Denkmalpflege reichen bei weitem nicht aus, um das Kulturgut Friedhof zu erhalten. Der öffentliche Druck, die Bestattungspflicht auf Friedhöfen aufzuheben, ist groß. Das Bewusstsein, welche reiche Kultur damit verloren ginge, kann eine Stärkung durchaus vertragen.

Es gilt das gesprochene Wort.

Musik dieser Sendung:

- (1) I. Lent (Eric Satie), Anne Queffélec, Gymnopédie Best of Satie
- (2) II. Avec étonnement, Anne Queffélec, Gymnopédie Best of Satie
- (3) III. Lent, Anne Queffélec, Gymnopédie Best of Satie
- (4) IV. Lent, Anne Queffélec, Gymnopédie Best of Satie

Redaktion: Pfarrer Frank-Michael Theuer (frank-michael.theuer@gep.de)

Weitere Sendungen, Informationen, Audios und mehr finden Sie unter:
<http://rundfunk.evangelisch.de/kirche-im-radio/deutschlandfunk/am-sonntagmorgen>
Facebook: <https://www.facebook.com/deutschlandradio.evangelisch>